

„Der Vers ist Notzucht“

Heiner Müller und das deutsche Theater

Eigentlich wollte er Pfarrer werden, dann Gynäkologe, er wurde aber Deutschlands erfolgreichster Dramatiker. Die Banker sitzen, in blasse Stoffe gekleidet, neben ihren gefrorenen Frauen, und sehen sich sein politisches Fäkal-Theater an. Scheiße, Hure, Schlächter, Messer, Wunde, Arsch – ihm ist es gelungen, daraus große Worte zu machen. Über allem liegt sinnige Ehrfurcht, schicksalhaftes Erdulden, das, worauf man in Deutschland stolz ist. Deklamationen, endlose Ansprachen, der bellende Ton von der Tribüne – man stand früher notfalls stundenlang, den Tornister auf dem Rücken, oder Väter und Vorväter standen so, es ist ererbtes Ritual.

Heiner Müller weiß besser als sein Publikum, was es will. „Theater ist nicht möglich in Deutschland“, sagt er, „ohne Krieg.“ Es gab lange keinen mehr, selbst die Revolution von 1989 war unblutig, Deutschland West blitzt vor Hygiene, daraus ist längst ein Trauma geworden. Müller vermutet, dass in den zwangsweise Befriedeten unterdrückt das „gotische Gewinsel“ weiterlebt, die Sehnsucht nach Blut und Vergewaltigung. Er bietet an: „Der Vers ist Notzucht“. Und die Theaterereignisse, die er dem deutschen Publikum beschert, werden zum Ort tiefenpsychologischer Erlösung.

In Zusammenhang mit dem Machtverfall der Griechen, dem „dunklen Zeitalter“ nach Untergang der mykenischen Raub- und Heldenepoche, hat Sir Maurice Bowra die Frage untersucht, wie ein Volk dazu kommt, seinen Niedergang zu heroisieren. Etwa, wenn sich eine Nation für „verlorene Größe damit tröstet, dass sie die Vergangenheit glorifiziert“. Oder, wenn Darstellungen von „Auflösung und Verfall an die Stelle von Erfolg und Macht treten.“ Das zweifache Debakel totalitärer Auftrumpfversuche sitzt tiefer in den Knochen, als man sich eingesteht. Auch „Sühne“ oder, wie Heiner Müller zeigt, kataklystisches Grausen können zum Gegenstand verliebter Selbstdarstellung werden. Wozu ist Kunst da, noch dazu hochbezahlte, wenn nicht als Balsam für den namenlosen Schmerz, den unterdrückte Wünsche auslösen? Den „Helden“, diese bei Heiner Müller mit Kot und Blut besudelte Figur, kann der deutsche

Kleinbürger nicht missen. Der Traum vom Germanen ist in der Analzone angelangt, aber es gibt ihn noch, und Heiner Müller verleiht ihm Gestalt.

Die Angelegenheit ist noch älter und zugleich immerjung: Anal-Frust als Reaktion auf die kalte Tyrannei des evangelischen deutschen Kinderzimmers. Freud hat die lebenslange Sehnsucht der zu früh Trockengelegten analysiert, damit auch – vorausschauend – die Nöte der marxistischen Erziehungsanstalt. Protestantischer Frust oder sozialistischer – in neuester Zeit kündigt sich die Mischung aus beidem an. Die Liebe zu Heiner Müller führt mitten hinein in das psychotische Grundmuster von gestern und heute. „Der wesentliche Punkt“, sagt er selbst, „ist die Pädagogik durch Schrecken. Sie bekommen beispielsweise kein Kind stubenrein ohne Schrecken“. Dort, wo er lebte, hat man diese Einübung zur Sauberkeit bis vor einigen Tagen erbarmungslos praktiziert, auch sein Leben fügt sich bekennend in das enge pädagogische Muster der geistigen Provinz „Sozialismus“. Und so ist Heiner Müller doch, was er nicht zu sein glaubt: selbst ein geprägtes, gestanztes Produkt.

Von Hause aus ist er ein schlichter Brecht-Epigone, doch das Epigonale, das Leben aus zweiter, dritter und vierter Hand, ist längst zum Dauerzustand deutschen Geisteslebens geworden. Vertreter finden sich immer und jederzeit, und werden heute mit dem technischen Aufwand, zu dem eine geistlose Computer-Gesellschaft fähig ist, emporgehoben wie Schamanen. Nicht die pompöse Inszenierung unterscheidet Heiner Müller von anderen, auch nicht die im Kern unverdrossene Barbarei. „Nie haben sie ganz“, schreibt Michael von Poser über die Deutschen von heute, „die Erdhöhle taciteischer Zeit abschütteln können, obwohl sie, nach Verspätung und Rückfall, der Inbegriff der Moderne geworden sind“. So einleuchtend wahr das ist, bei Heiner Müller kommt noch mehr hinzu. Der Erd-, Blut- und Bodengeruch haftet auch anderen an, „modern“ sind auch andere – das macht noch nicht den Heiner-Müller-Effekt.

Aufschlussreicher ist, dass er vorsätzlich zu Werke geht. Seinen Meister Brecht und sich mit ihm deklariert er ökonomisch zu „Kläranlagen“. Geklärt wird, was die Psychotherapeuten den „brüchigen Boden“ der Psychose nennen: In diesem Fall die blutige und anale Sehnsucht von Stubenreinen, die es nicht gern sind, sondern durch Schrecken. Die perverse Liebe zum Prügelstock und

die Vergötterung des Pädagogen, jederzeit umzuschlagen bereit in atavistische Ausbrüche. Dass die Beschwörung kollektiv im Theater geschieht und nicht mutterseelenallein beim Arzt, macht die Attraktion aus, zugleich das beruhigende Wissen um die Ungefährlichkeit und Anonymität des analytischen Experiments. Man war dabei, man geht wieder nach Hause, unerkant, wie man es hierzulande liebt, und ohne, dass es einem selbst an die geheimen Regionen des triebhaften Unbehagens gegangen wäre.

Mir geht das richtige Heiner-Müller-Feeling ab, ich fand die Massenbeschwörungen, Zählappelle und soldatischen Besäufnisse meiner frühen Jugend genug und habe mich ihnen seither entzogen. Irrational werden die beim Lesen trockenen Texte erst im Gebrüll der Großveranstaltung. „Hauptsächlich“, fand Tacitus in seiner „Germania“, „kommt es ihnen auf Rauheit des Tones und dumpf dröhnenden Widerhall an.“ Davon ist bei der Lektüre der Müllerschen Texte noch nichts zu spüren, sie sind eher langweilig in ihrer Großmannssucht, und das Schriftbild – oft gesperrt und oft seitenlang in Versalien – ist ermüdend wie flächendeckende Runen.

Aber bedrückt hat mich das Lesen dieser Texte, denn es hat mich an etwas erinnert. Für mich beschreibt er nicht ein deutsches Trauma, sondern ist selbst eins. Seine Stücke, „Materialien“, „Maschinen“ haben mich in ihrer gusseisernen Öde belastet, weil sie das Land atmen, in dem sie entstanden und das ich gut kenne. Ich würde ihn keinesfalls einen DDR-Schriftsteller im simplen, apologisierenden Sinne nennen wie Hermlin oder Christa Wolf. In meinen Augen verbindet er die unselige Last der Geschichte, die jene großwahn sinnige Provinz konservierte, mit der Rückfallbereitschaft im Westen. Das war für mich das Deprimierende und ist zugleich die Ursache für seinen grenzübergreifenden Erfolg.

Die DDR war eine altdeutsche Konserve, genauer eine, die das Schäbigste, Jämmerlichste und Ekligste, das Deutschland zu bieten hatte, unbarmherzig bewahrte. Wofür, wusste so recht kein Mensch. Es war, als fänden die Götter den verlorenen Krieg als Strafe noch nicht genug und schlugen Deutschland mit dieser Büchse der Pandora. Sie enthält noch manches, worüber wir uns, aus einer Neigung zur Verharmlosung in schweren Stunden, etwas vormachen

wollen. Auch Heiner Müller ist ein Ingrediens. Der Gestus ist ungebrochen, das Helden-Pathos zwar in den After verkrochen, aber vital. Er ist das Aliterate aus Prinzip, und er meinte, damit in einem Volk, das seine Selbstachtung gänzlich verloren hat, das seine Sprache nicht mehr liebt, weil es ihrer nicht mehr mächtig ist, Herr der Lage zu sein.

Das meinten auch andere. Sie irrten sich, wie wir – kaum fähig, es zu glauben – im letzten Jahr erlebt haben. Und wir wissen im Grunde noch nicht, was das für Folgen hat, was es womöglich für Deutschland bedeutet, auch für Deutschlands Liebe zu Heiner Müller. Wird sie anhalten, wenn frische Luft weht? Wird das Beinerne, Unbelehrbare des Pädagogen, das aus jeder seiner stumpfen Zeilen spricht, im Nach-Wende-Deutschland noch eine Zukunft haben? Heiner Müller beruft sich, um das Didaktische, Repressive seines Auftritts zu legalisieren, auf Brecht. Doch es ist viel älter. „Es ist Hartnäckigkeit an verkehrter Stelle“, wie Tacitus meinte, „sie selbst nennen es Treue“.

In seinen zahlreichen Interviews geht er aus sich heraus: „Formel, System, stark bleiben, züchten, orten, Vergewaltigungsakte, Feind, Angriffswaffe, politische Arbeit“. Für ihn gibt es eine „Schlusseinsicht“ und „Was mich interessiert ist das Böse. Das Böse ist die Substanz.“ Dann wieder „Explosion, Maschine, Tateinheit, liquidieren, total“. Er war kein bedingungsloser Anhänger des „Systems“ DDR und seiner debilen Stammesältesten, er hat sich, anders als andere, die es heute behaupten, tatsächlich abweichende Haltungen erlaubt. Aber er ist von ihm imprägniert. Und das Theater, mit dem er Deutschland überzieht, kroch aus diesem Schoß.

Wenig sinnvoll wäre es, an die sozialistischen Produktionsstücke zu erinnern, mit denen er seine Laufbahn begann, ihnen verdankt er nicht seinen Ruhm. Sie haben ihm jedoch den Nestgeruch der Herkunft aus dem Brechtschen „Organon“ verschafft, der seine Rezeption so erleichtert. Man ist gern erleichtert beim Rezipieren in Deutschland, oder, einfacher gesagt, man hat es gern bequem. Und der Gipfel der Bequemlichkeit dürfte sein, wenn sich der zu Konsumierende, wie Heiner Müller, auch noch „unbequem“ und „kritisch“ gibt. Sein Ruhm kommt daher, dass er aus diesen Produktionsstücken aufgebrochen ist zu großen philosophischen Ufern.

Philosophie ist im protestantischen Deutschland immer das Gegenteil zum talmudischen Dialog, nämlich der Monolog. Und so unerbittlich, stur, formelhaft es nur geht. „Wird die monologische Struktur Ihrer Texte bleiben?“ fragte ihn kürzlich ein Interviewer. Er weiß es noch nicht. Wie alle Großveranstalter und -beschwörer Deutschlands ist er durch die neueren, unerwartet schwerelosen Vorgänge irritiert. Zur Not bleibt der Rückzug auf das Bekenntnis „Ich glaube an Whisky“. Auch in Form dessen, was er für ein Gedicht hält:

Manchmal wenn ich meine Privilegien genieße
Zum Beispiel im Flugzeug Whisky von Frankfurt nach (West) Berlin
überfällt mich was die Idioten vom Spiegel meine
Wütende Liebe zu diesem Land nennen
Wild wie die Umarmung einer totgeglaubten
Herzkönigin am Jüngsten Tag

Sein letzter Trumpf ist der Kitsch. Es ist nicht so, dass er in der Düsternis des Anus unterginge: Er sieht ein Licht. Nicht alle haben sich von seinen schwarzen Messen bluffen lassen, von den Adjektiven „schrecklich“ und „schrill“ in den Preisreden, einige Wenige haben den bejahenden Zuckerguss, der über der künstlichen Kloake liegt, beim Namen genannt. „Die radikale Demontage deutscher Geschichte“, stellt der Germanist Paul Gerhard Klussmann nüchtern fest, „hat am Ende den Sinn, die Sehnsucht nach einer sozialistischen Gesellschaft wach zu halten oder neu zu erwecken.“ Heiner Müller gibt den im deutschen Elend abgebrühten Helden, den gescheiterten Krawalleur und Krakeeler bloß zum Schein. Das Soldatische, glaubte er insgeheim, hätte doch noch eine Zukunft: im alexandrinischen Siegeszug der Ideen von Marx.

Insofern war er wirklich, was eine ins Dunkel gebannte Jugend in der DDR lange genug in ihm sah: ein Guru, ein Philosoph. Die Attitüde schien den Eingesperrten zeitgemäß, sogar „revolutionär“. Sprache war für Heiner Müller der hingeworfene Satz beim Würfelspiel im Lager, und es gab kein Thema, das

er nicht in seinen Interviews auf eine feucht-fröhliche Formel gebracht hätte. Deutschland? „Da kam der Dreißigjährige Krieg, damit ist der deutsche Volkscharakter eigentlich erledigt“. Judentum? „Juden sind Pioniere der Abwesenheit“. Er liegt nicht ganz daneben, wenn er die Abwesenheit der Juden für etwas Wesentliches hält. Für etwas ihn Betreffendes. Es gab andere Zeiten im deutschen Theater, Zeiten, in denen Heiner Müller nicht beachtet worden wäre – als die Juden noch anwesend waren.

So symbolisiert er in Wort und Spektakel die Verödung. Die Geistesverarmung durch den langen Krieg – heiß, kalt oder „Entspannungspolitik“: in Deutschland war Krieg. Jeder weiß, welche Verluste das Land seit 1933 hinzunehmen hatte, in immer neuen Wellen der Zerstörung des Geistes, und seither nicht „wiedergutmachen“ konnte, inzwischen auch, weil die Heiner-Müller-Diktatur auf dem deutschen Theater lastet. Sie ist das Apodikt der Sprachverpöbelung und geht einher mit einer von Brecht überkommenen Vergötzung des „Volkes“. Die Wohnküche als Symbol, der romantische Schlamm. Das Hintenherum, die Zweitaufwertung, wie Tucholsky sagte, der geistigen Moden im Hinterhaus. Die legendäre Primitivität der „einfachen Leute“ als letzte Durchhaltende, letzte Legitimierung, letzte „Helden“.

Das „Volk“ hat im vergangenen Jahr zu verstehen gegeben, dass es der Rolle leid ist, den Nekromanten als Götze herzuhalten. Auch die Heldenrolle, jenes „dem Druck des härteren, strengeren Lebens Standhalten“, das Christa Wolf beschwor, wurde kurz und schmerzlos abgeworfen. Darin lag auch die Ablehnung der verordneten Kataklysmen, der germanischen Weltuntergangseuphorie von Heiner Müller. Wenn es in Deutschland wirklich noch Helden gibt, sind es die jungen Leute, die im vergangenen Jahr gewaltlos, also auf eine Heiner Müller unvorstellbare Art, mit der „Pädagogik durch Schrecken“ aufgeräumt haben.

Ich setze darauf. Kein Volk ist auf ewig an seine Geschichte gebannt. Das Jahrhundert, so grauenhaft es war, beschert uns zum Schluss noch eine Verblüffung: Eine Nation, die im Gestern erstarrt schien, zeigte und zeugte unerwartete Beweglichkeit. Vergebens hat Heiner Müller in seinen „Bearbeitungen“, „Factories“, „Verkommenen Ufern“ einen Bann der

Historizität proklamiert und mit einer Verkrustung von Vogeldreck umgeben wie die Harpyien die Speisen des Odysseus. Auch Odysseus' Fahrt ging weiter nach diesem Zwischenfall, und es sieht aus, als hätte auch Deutschland, dieses billig abgeschriebene Territorium, noch eine Zukunft vor sich. Wenn diese Nation nicht im Schlamm ihres wortführenden Dramatikers verenden will, muss sie sich öffnen, und sie ist, wofür alle Anzeichen sprechen, dazu bereit.

Es kommt vor, dass die Figuren aus dem Bild davonlaufen, noch dazu aus einem so kleinkarierten, beschränkten, wie Heiner Müllers. Er wollte groß sein, die ganze Welt – seine Interviews belegen es – von Tokyo bis New York in sein Raster pressen. Wie man Zigarren anzündet hier und dort – sein Meister Brecht war Zigarrenraucher – schien das Maß. Er blieb, wo er auch war, Herr Müller aus Deutschland. Vielleicht eine tragische Figur? Höchstens innerhalb seiner Generation, einer Generation von Sechzigjährigen, die auf das Theatralische in Deutschland gesetzt haben, nicht auf das Humane. Das Humane war kein traditionelles Schema, es sah nach Wenig aus, und die Deutschen, die es vertraten, recht und schlecht, aber nach einigem Nachdenken, fielen aus der alten Heldenpose und gestanden sich ein, Anfänger zu sein. „Wer, wenn nicht wir; wann, wenn nicht jetzt“, mochten sie, ohne von Rabbi Hillel zu wissen, in stiller Stunde zu sich gesagt haben, weil ihnen das Gebrüll der Things nicht mehr als tragendes Muster tauglich schien. Das Festhalten daran überlassen wir Heiner Müller, der jetzt folgerichtig den letzten Weg nach Bayreuth antritt.

Das Schweinische kann einen Grad erreichen, dass es schon wieder akademisch wird, bieder und banal wie Heiner Müller. Wir haben in Deutschland manches erlebt, viel Gekläff, Gewinsel und Tribünendonner über uns ergehen lassen. Auch Heiner Müller und sein Theater. Es ist schon heute eine verjährrte Episode.

© CHAIM NOLL, 1990

veröffentlicht: Die Welt, Bonn, 29. September 1990

Zur Erinnerung an Lothar Schmidt-Mühlisch (1938-2007)